

Hochschulgottesdienst am So, 8.11.2015

Lukas 18, 9-14

EG 441,1-5 (Melodie nach EG 440)

Im Namen Gottes, dem Jesus vertraut hat.

Im Namen Jesu, der Gott vertraut hat.

Im Namen des heiligen Geistes, der uns eint.

Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils. 2. Kor. 6,2

Psalm 146

Halleluja! Lobe den Herrn, meine Seele!

Ich will den Herrn loben, solange ich lebe,
und meinem Gott lobsingen, solange ich bin.

Verlasset euch nicht auf Fürsten;

sie sind Menschen, die können ja nicht helfen.

Denn des Menschen Geist muss davon,

und er muss wieder zu Erde werden;

dann sind verloren alle seine Pläne.

Wohl dem, dessen Hilfe der Gott Jakobs ist,

der seine Hoffnung setzt auf den Herrn, seinen Gott,

der Himmel und Erde gemacht hat,

das Meer und alles, was darinnen ist;

der Treue hält ewiglich,

der Recht schafft denen, die Gewalt leiden,

der die Hungrigen speiset.

Der Herr macht die Gefangenen frei.

Der Herr macht die Blinden sehend.

Der Herr richtet auf, die niedergeschlagen sind.

Der Herr liebt die Gerechten.

Der Herr behütet die Fremdlinge

und erhält Waisen und Witwen;

aber die Gottlosen führt er in die Irre.

Der Herr ist König ewiglich,

dein Gott, Zion, für und für. Halleluja!

Gebet: Jetzt ist die Gelegenheit, jetzt ist der Augenblick. Jetzt kommst du uns entgegen. Das Vergangene ist vorüber, das Künftige ist noch nicht. Jetzt ereignet sich unser Leben in deiner Gegenwart. Lass uns dafür offen sein, ohne zu urteilen. Lass uns dieses Jetzt mit allen Sinnen erfahren. Lass uns eintauchen in den Augenblick, wie er auch immer sein mag. Denn jetzt ist die Zeit dein Geschenk, jetzt ist der Tag deiner Gegenwart.

Lasst uns jetzt in Gott stille sein. ...

Ich will den Herrn loben solange ich lebe, jetzt und jetzt. Amen.

Lesung: Matthäus 7, 1-5

EG 426, 1-3 Es wird sein in den letzten Tagen

Predigt: Vom Pharisäer und Zöllner, Lukas 18,9-14

9Er sagte aber zu einigen, die sich anmaßten, fromm zu sein, und verachteten die andern, dies Gleichnis:

10Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.

11Der Pharisäer stand für sich und betete so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner.

12Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme.

13Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!

14Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.

Liebe Gemeinde, dieses Gleichnis Jesu gestattet uns einen Blick in das innere Erleben von zwei Menschen.

Zunächst möchte ich Sie einladen, den Ort zu besuchen, an dem sich diese Begegnung ereignet. Das Gleichnis versetzt uns in den Jerusalemer Tempel. Ein Ort, an dem sich heute Israel und Palästina, Juden und Muslime begegnen und an dem es immer wieder zu Konflikten kommt. Oben auf dem Tempelberg beten Muslime in der Al-Aksa-Moschee und an den Resten der alten Tempelmauer, der sogenannten Klagemauer, beten die Juden.

Zur Zeit Jesu war der Tempel das Zentrum des jüdischen Lebens in Jerusalem.

Zwei Menschen befinden sich an diesem Ort. Sie begegnen sich nicht, sie treten nicht in Kontakt zueinander. Die Beiden befinden sich nur zufällig zur selben Zeit am selben Ort. Jesus beobachtet das Verhalten dieser beiden Menschen genau.

Der eine ist ein sogenannter Pharisäer, also ein Vertreter einer bestimmten Richtung im damaligen Judentum. Pharisäer wollten den Geboten Gottes in ihrem Alltag gehorchen. Man muss sie sich als religiöse Menschen vorstellen, die ihre Überzeugungen ernst nahmen.

In den Evangelien tauchen die Pharisäer oft als Gegner Jesu auf. Aber das dürfte mehr mit der späteren Abgrenzung der Christen von den Juden zu tun haben als mit der tatsächlichen Beziehung zwischen Jesus und den Pharisäern, die durchaus auch freundschaftlich sein konnten.

Der Pharisäer betritt den Tempel in einer Haltung, die deutlich macht, dass er sich hier zu Hause fühlt. Er „stellt er sich hin“, sehr selbstbewusst. Noch bevor er etwas gesagt hat, macht seine Körpersprache deutlich: das ist der Ort, an den ich gehöre. Hier bin ich zu Hause.

Dann beginnt er leise ein Gebet zu murmeln. Eigentlich ist es gar kein Gebet. Es ist ein Selbstgespräch.

Er macht sich Gedanken über den Unterschied zwischen ihm und anderen Menschen. Er kleidet seine Gedanken in eine Anrede an Gott und dankt dem Ewigen dafür, dass er sich positiv abhebt von anderen Menschen. „Ich danke dir, dass ich nicht so bin wie die anderen Menschen.“

Wir lesen das Gleichnis in der Bibel. Ich frage mich, wie Jesus das live erzählt hat. Was drückte sein Gesicht aus? Lächelte er?

Schaute er ernst drein? Wie war seine Körpersprache beim Erzählen? Ohne diesen lebendigen Gesamteindruck in der Begegnung ist es sehr schwer, bloß geschriebene Worte wirklich zu verstehen.

Ich entscheide mich dafür, das Gleichnis mit Humor zu hören. Irgendetwas in mir schmunzelt. Jesus meint seine Worte nicht bierernst. Ich habe den Eindruck, er erzählt auch von mir, wenn er von diesem Pharisäer erzählt.

Ich sehe einen anderen Menschen, mache mir mein Bild und denke, zum Glück bin ich nicht so wie der da oder die da.

Ist es nicht sehr komisch, sich so in den Tempel zu stellen und Gott dafür zu danken, dass man besser ist als andere? Die Szene lässt einen die merkwürdige Peinlichkeit alltäglicher Gedanken spüren.

Der Pharisäer hätte gerne ein „Ich“, das sich positiv unterscheidet. Er stellt sich in den Tempel seines Egos und führt Selbstgespräche. Das ist schon sehr komisch. Irgendetwas in ihm braucht es, sich positiv unterscheiden zu können.

„Ich danke dir für alle meine Vorzüge, für die Vorteile meiner Geburt, meiner Ausbildung, meiner Religion, meiner Staatsangehörigkeit, meines sozialen Status. Das alles unterscheidet mich vorteilhaft von den anderen.“

Jesus zeichnet augenzwinkernd einen Menschen, der überzeugt ist, auf der richtigen Seite zu sein, die richtigen Werte zu vertreten. Er lässt seine Hörer in den Spiegel blicken. Ob sie wohl den gelassenen Humor erkannten, mit dem Jesus ihnen von diesem Pharisäer erzählte? Wahrscheinlich nahmen sie das alles sehr ernst und waren nicht erfreut über das, was sie da im Spiegel erblickten, den ihnen Jesus vorhielt.

Vielleicht haben sie gedacht, dass es doch einen großen Unterschied ausmacht, ob man so lebt wie sie, bemüht um den Willen Gottes im alltäglichen Leben – oder aber so wie die anderen, diesen Räubern, Betrügern, Ehebrechern oder wie dieser korrupte Zolleinnehmer da. Das macht doch einen Unterschied! Oder etwa nicht?

Anstelle einer Antwort führt unser Gleichnis eine zweite Person ein. In einer Ecke des Tempels steht zur selben Zeit ein anderer Mensch, dessen Körpersprache eine andere Geschichte erzählt.

Er steht „weit abseits“; nähert sich vorsichtig dem Heiligtum und traut sich nicht in die Mitte. Sein Blick geht zu Boden, er schaut nicht geradeaus und schon gar nicht nach oben. Seine Hand liegt auf der Brust, wo er Schmerz zu spüren scheint und es ihm den Brustkorb zuschnürt, so dass er kaum frei atmen kann. Auch sein Körper redet, mehr als alle Worte.

Dann sagt er ein knappes Stoßgebet: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“

Er hält sich also für einen Sünder, so wie sich der Pharisäer für einen Gerechten hält. Im Jerusalemer Tempel befinden sich zwei Typen, zwei Haltungen. Doch ohne sich zu begegnen. Wie sollten sie auch, wo sie doch beide in den Gefängnissen ihrer eigenen Gedanken leben!

Da gibt es Gedanken, die lassen den einen selbstbewusst auftreten. Und Gedanken, die machen den anderen klein. Ihre Körper erzählen ohne Worte von ihrem inneren Erleben. Hier prallen Selbstbilder aufeinander, wie sie unterschiedlicher nicht sein können.

Erzählt Jesus das Gleichnis mit Humor, geht es ihm nicht um Angriff, nicht darum, den einen in besserem Licht erscheinen zu lassen als den anderen. Es geht um Selbsterkenntnis. Denn der rechtschaffene Fromme ist nicht dadurch „recht“, dass er sich dafür hält. Und der unsichere „Zolleinnehmer“ ist nicht darum ein Sünder, weil er sich so sieht. Beide denken so in ihrem Herzen. Der eine denkt hoch, der andere denkt niedrig von sich. Und beide denken das nur.

So wie das Gleichnis bei Lukas erzählt ist, lenkt es allerdings die Sympathie der Hörerinnen und Hörer eindeutig auf die Seite des Zöllners. Ihn findet man sympathischer als den Pharisäer. Der erscheint doch arg überheblich. Der Zöllner erscheint indessen wie ein Vorbild an Demut.

Lukas adressiert das Gleichnis gleich zu Beginn an Menschen, die „sich anmaßen, fromm zu sein und verachteten die anderen“. Und dann verkörpert der Pharisäer den Typ des selbstgerechten Frommen. Den gibt es zu allen Zeiten und in allen Religionen.

Verstärkt wird dieser Eindruck der Parteinahme zugunsten des Zöllners auch durch die abschließende allgemeine Aussage: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ Das könnte man lesen wie eine Anleitung, sich stets selbst zu erniedrigen, damit man hinterher erhöht werden kann. Und so wurde das auch oft gelesen. Es wurde zu einem verbreiteten Selbstbild der Christen, Sünder zu sein, die um Gnade bitten. Die Christen erkannten sich im Zöllner. Den Juden gaben sie die Rolle des Pharisäers, der sich für gesetzestreu und fromm hielt. Da ist der ganze schwereose Humor Jesu wie weggeblasen. Die Selbsterkenntnis unterbleibt.

Denn beide, Zöllner wie Pharisäer, erzählen sich lediglich ihre Selbstbilder. Sie begegnen sich nicht, weil sie ihre unterschiedlichen Gedanken mit der Wirklichkeit verwechseln.

Doch Beide liegen mit ihren Selbstbildern neben der Wirklichkeit. Der Pharisäer geht nicht als Gerechter aus dem Tempel und der Zöllner nicht als Sünder.

Der Zöllner ist ja kein besserer Mensch, weil er gering von sich denkt. Er geht gerecht nach Hause, sagt Jesus. Aber das dürfte

er gar nicht bemerkt haben. Hätte er bemerkt, dass er gerecht ist, käme er das nächste Mal vielleicht wie der Pharisäer in den Tempel. Der Pharisäer macht etwas aus sich, nämlich einen guten, religiösen oder spirituellen Menschen. Das ist eine Illusion. Auch der Zöllner macht etwas aus sich, nämlich einen Sünder oder schlechten Menschen. Auch das ist eine Illusion.

In Wahrheit sind Pharisäer und Zöllner Verwandte im Geiste. Der Geist des Menschen schwankt zwischen hoch und tief. Mal sind wir Pharisäer, mal Zöllner. Jederzeit kann sich der eine in den anderen verwandeln. Je mehr sie ihre Unterschiede betonen, desto ähnlicher sind sie sich.

Das Gleichnis Jesu trennt alle beide von ihren Selbstbildern und stellt sie in den freien und offenen Raum, in einen Tempel, der viel weiter und offener ist als der zu Jerusalem und auch viel umfassender als jede Kirche, Moschee oder Synagoge. Da gibt es keine Identität mehr, weder eine pharisäische noch eine zöllnerische, weder eine jüdische, noch eine christliche, noch eine islamische. Da sind alle sich selbst entnommen und brauchen sich nicht mehr durch ihre Qualitäten oder durch ihre Fehler definieren. Stattdessen ist da Raum, Freiheit, Bewusstheit, Stille. Da werden sie erkennen, wer sie in Wirklichkeit sind, ohne ihre Gedanken über sich und andere. Der islamische Dichter und Mystiker Rumi sagt: „Weit weg von unseren Vorstellungen über richtig und falsch ist ein Feld. Ich treffe dich dort.“ Dort treffen sich auch Pharisäer und Zöllner. Amen.

EG 527, 1-3+8-9 Die Herrlichkeit der Erden muss Rauch und Asche werden

Gebet:

Du weites Feld, jenseits von richtig und falsch, du Tempel ohne Grenzen, du Gegenwart in allen Dingen:

Du bist und höher, tiefer und weiter als unsere Gedanken. Ob wir insgeheim dankbar dafür sind, nicht so zu sein wie die anderen oder uns schuldbewusst für wertlos halten – weit weg von solchen Vorstellungen ist der Raum, in dem wir uns treffen.

Ich bringe meine engen Grenzen, meine kurze Sicht. Wandle sie in Weite.

Ich bringe meine ganze Ohnmacht, was mich beugt und lähmt. Wandle sie in Mut.

Ich bringe mein verlornes Zutraun, meine Ängstlichkeit. Wandle sie in Wärme.

Ich bringe meine tiefe Sehnsucht nach Geborgenheit. Wandle sie in Heimat.

Ich bringe meine Vorstellungen von mir selbst. Wandle sie in Offenheit.

Ich bringe meine Überzeugungen, auch meine religiösen. Wandle sie in Mitgefühl.

Ich bringe meine Überforderung. Wandle sie in den nächsten Schritt.

Mich selbst bringe ich vor dich. Wandle mich in dein Bild.

Dass wir uns begegnen in Freiheit, Bewusstheit und Liebe, im Einklang mit dir und dem Leben.

- Vaterunser

EG 153,1-5 Der Himmel der ist, ist nicht der Himmel der kommt

Friedensbitte EG 421